

und deshalb gleich in die Natur hinaus flüchte.“ Auch Schillers Zurückhaltung war eher gestiegen. Leichter Spott lag in seinen Worten an Goethe: Es sei eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Goethes anschauende Natur mit der Philosophie (Schellings) so gut vertrage . . . doch nehme Goethe von Schellings Ideen nur das, was seinen Anschauungen zusage, und das übrige beunruhe ihn (Goethe) nicht, da ihm am Ende doch das Objekt als eine festere Autorität dastehe als die Spekulation. –

Die nachgerade zwiespältige Stellung Goethes zu Schelling kam deutlich 1812 zum Ausdruck, als der Philosoph in München (seit 1806 daselbst) seine Schrift „Von den göttlichen Dingen“ herausgegeben hatte. „Ein Buch“, urteilte Goethe, „welches mich erschreckt, betrübt und wieder aufbaut hat.“

Goethe war der sich steigernde revolutionäre Charakter der Schellingschen Transzendentalphilosophie mit ihrer stolzen Überschwenglichkeit und reiner Spekulation zuwider. So kam es, daß sich Goethe ihm schließlich entgegenstellte und seine Wiederberufung nach Jena 1815 vereitelte.

1809 starb Caroline. Mit ihr, der urtief Geliebten, dem „Meisterstück der Geister“, waren offenbar Genius und Muse von Schelling gegangen. Es trat eine sichtliche Stockung in seinem geistigen Schaffen und eine gewisse Neigung zum Pessimismus ein. – 1812 heiratete Schelling die Tochter eines mit Goethe in der Jugend befreundeten verstorbenen Dichters und gleichzeitige Freundin seiner verstorbenen Frau, die um 14 Jahre jüngere Pauline Gotter.

Schelling hatte also zu Goethe zweifellos weltanschauliche und zeitweilig persönliche Verbindungen. Schiller darf, auch ohne die romanhaft erfundenen persönlichen Jugendbesuche in einer Leonberger Wirtschaft, der Herkunft nach und gesellschaftlich als näherer Landsmann Schellings angesprochen werden. Schillers Eltern wohnten jahrelang auf der Solitude, sein Vater liegt in Gerlingen begraben, seine Mutter wohnte im Leonberger Schloß ab 1796 bis kurz vor ihrem Tode (1802 in Cleversulzbach).

Über den Beziehungen Schellings zu seinen Landsleuten schien freilich ein eigenartiger Unstern zu walten. Das zeigt sich nicht nur in seinem Verhältnis zu Schiller. Auch gegenüber einem anderen Schwaben sollte diese landsmannschaftliche Entzweigungsgefahr auffallend zutage treten, gegenüber Heinrich Eberhard Paulus, dem späteren Theologen in Jena und Würzburg. Mit ihm war Schelling nicht bloß durch den gleichen Geburtsort, sondern sogar durch das gleiche Geburtshaus in Leonberg verbunden. Gerade zu diesem 14 Jahre älteren Manne aber entwickelte sich eine literarische und persönliche Fehde und erbitterte Feindschaft, die ihn schließlich sogar zur Aufgabe seines Staatsamtes veranlaßte, nachdem dieser „bekannte Satanas und Erbfeind seiner Philosophie“ (lt. Schelling) zum zweitenmal in seinem Leben eine Spottschrift auf ihn verfaßt und er in dem sich daraus entspinrenden Gerichtsprozeß weder Recht noch Schutz gefunden hatte. Die Schuld an diesem häßlichen Zerwürfnis lag aber – zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt – nicht an Schelling.

## Legendenbildungen in und um Calw

Im Anschluß an den Aufsatz von F. H. Schmidt-Ebhause über das „Fackeln“ in Heft 3/54 dieser Zeitschrift mögen einige weitere Vorgänge im Calwer Raum berichtet werden, die der Zurechtrückung ihrer objektiven Wahrheit bedürfen.

### 1. Das Türkenläuten in Calw

In der Beschreibung des Oberamts Calw vom Jahr 1860, deren Verfasser kein Geringerer ist als Christoph Friedrich Staelin, wird das erstmal darüber geschrieben:

„Das Ehrengeläute am Jahrestag der Bäckerzunft wurde der Überlieferung zufolge (denn das Document ist bei der Zerstörung der Stadt zugrunde gegangen) von Kaiser Leopold der Zunft verliehen, weil bei der Belagerung Wiens durch die Türken ein Bäckergesell aus Calw während seiner nächtlichen Arbeit die unterirdischen Arbeiten der türkischen Minerer belauschte und recht-

zeitig so Anzeige machte, daß schnell Gegenarbeiten gemacht werden konnten, welche die Stadt Wien retteten. Der Kaiser erteilte hierauf der Calwer Bäckerzunft das Privilegium, daß an ihrem Jahrestag die große Glocke von 12 bis 1 Uhr Mittags geläutet werden durfte. Dieses Ehrengeläute ist neuerdings oberamtlich auf eine Viertelstunde beschränkt worden.“

Diese Feststellung ist in der Folge vom Sohn des Verfassers, Paul Staelin in seiner „Geschichte der Stadt Calw“ Calw 1887 S. 107 sowie von Birlinger, Sitten und Rechtsbräuche 1874 II S. 529 fast wörtlich übernommen worden. Natürlich hat sich auch die Lokalhistorie diesen fetten Bissen nicht entgehen lassen und noch besser schmackhaft gemacht: Der Bäckergesell habe gerade bei seiner Nacharbeit den Teig zu den berühmten Wiener Mutscheln zubereitet. Kaiser Leopold habe den Bäcker vor sich gerufen und ihm reiche Belohnung angeboten.



Dieser habe aber alle Geschenke zurückgewiesen und sich die Gnade ausgebeten, daß in Calw am Bäckertag ein Ehrengeläute stattfinden dürfe. Lachend habe der Kaiser seine Zustimmung gegeben und seither sei auch die große Glocke an Lichtmaß jährlich eine Stunde geläutet worden; dies sei dann auf kürzere Zeit beschränkt worden. Am 16. Okt. 1929 wußte ein Zeitungsmann, daß sich „am heutigen Tage“ zum 400. Mal der Tag jähre, da durch die Hellhörigkeit eines Calwer Bäckers Wien vor den Türken gerettet worden sei; das wäre also 1529 gewesen bei der ersten Türkenbelagerung unter Kaiser Karl V. Es gebe allerdings auch eine andere Lesart, wonach der Calwer Held bei der zweiten Belagerung 1683 sein Meisterstück geliefert habe. Die Meinungen über die Rechtmäßigkeit des „Privilegs“ schwankten zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch lebhaft; das Ehrengeläute wurde aber nach dem ersten Weltkrieg ganz eingestellt.

Mit Calw streiten sich noch zwei Städte um die Ehre, daß einer ihrer Bäcker Wien gerettet habe: Münster in Westfalen und Mainz. Auch die Wiener Bäckerschaft will nicht beiseite stehen. Von ihr wurde behauptet, Kaiser Karl IV. habe der dortigen Bäckerzunft ein Wappen verliehen, eine Bretzel darstellend, auf jeder Seite von einem Löwen flankiert, „deren jeder einen sich in der Mitte kreuzenden Degen in der Pranke hielt“. Die Mainzer haben aber schon festgestellt, daß den Wiener Bäckern nach der Türkenbelagerung kein Wappen verliehen worden sei; dagegen habe die Wiener Bäckerschaft früher ein Wappen mit zwei aufbäumenden Löwen geführt, in deren Pranken sich eine Bretzel und Wiener Spezialitäten befunden haben. Die Stadt Mainz hat dieselbe Überlieferung festgestellt wie Calw, aber diese Überlieferung reiche nur bis 1872 zurück (nach dem Bericht des Stadtarchivs); dagegen werde dort die Feier des „Guten Montags“ schon seit 1608 bezeugt; wobei die Bäckergesellen die Türkenüberlieferung heute noch feiern. Für Calw kann das Folgende festgestellt werden: Im Calwer Gerichtsprotokoll vom 19. Juli 1730 steht:

„Nachdem am verwichenen Fronleichnamstag der Mösner ohngewohnter Weis die große Glock gelitten, also wurde er gefragt, warumb? Mösner sagt, dem Herkommen gemäß sei jährlich am Fronleichnamstag, an welchem die Becken alljährlich zusammenkommen, eine Stund die Glock gelitten worden, so eben heuer auch geschehen, ob sie schon nicht beisammen gewesen, weil Hans Jakob Haid, Bronnenmacher und Beck, es ihnen befohlen. Die Zunftmeister der Becken melden, sie hätten den Mösner vor diesmal nicht heißen läuten. Resolution: Ist dem Mösner derb verwiesen worden.“

Nach dieser – einzigen – urkundlichen Notiz muß diese Türkengeschichte jedenfalls für die zweite Belagerung Wiens im Jahre 1683 ausscheiden. Denn im Jahre 1730 waren sicherlich noch viele Personen vorhanden, die den Türkenkrieg erlebt hatten und eine derartige vaterländische Tat und Ehrung eines Calwers nicht vergessen hätten. Aber man kann mit gutem Gewissen auch für den

Türkenkrieg von 1529 die Erzählung als erfunden ansehen. Denn wenn wirklich auch nur ein Korn Wahrheit daran wäre, könnte eine solche Ehrung der Calwer Bäckerschaft nicht aus der Erinnerung verschwunden sein, auch nicht durch die beiden Stadtzerstörungen Calws 1634 und 1692. Das erscheint bei dem zähen Festhalten an alten Gebräuchen und Ehrungen durch die Gewerbevertretungen und Zünfte zu jener Zeit als völlig ausgeschlossen. Vielleicht hat einmal ein Calwer Bäcker-gesell von dieser Mär auf der Wanderschaft in Wien oder Mainz gehört und dann am Biertisch die Ehrung durch den Kaiser auf einen Calwer Bäcker-genossen übertragen. Die im Gerichtsprotokoll festgelegte scharfe Distanzierung von dem „alten Herkommen“ spricht zudem eine deutliche Sprache. Beide sonst so zuverlässige Geschichtsschreiber Staelin, Vater und Sohn, haben sich also getäuscht, wenn sie das „Türkenläuten“ als geschichtlich ansahen.

## 2. Die Feier in der Neujahrsnacht

In Calw wird der Beginn eines neuen Jahres so gefeiert: 23.30 Uhr Silvester-Gottesdienst in der Stadtkirche; 24 Uhr Zusammenläuten aller Glocken; Abblasen eines Chorals vom Turm; Gesang eines Chorals durch die gesamten Gesangvereine auf dem Marktplatz; kurze Ansprache des Geistlichen; allgemeiner Gesang: „Nun danket alle Gott“. Die Beteiligung bei dieser Feier durch groß und klein ist jedes Jahr sehr groß. Nur selten wird die Feier durch ein paar Schüsse in den Nebengassen gestört. Schon macht sich das Gespräch breit, das sei in Calw ein „alter Brauch“. Daß dem nicht so ist, kann der Verfasser aus eigener Kenntnis feststellen.

Vor dem ersten Weltkrieg war dieser schöne Brauch nicht bekannt; es wurde nur, wie von jeher, etwas in der Stadt herumgeknallt. In den ersten Jahren nach 1918 war die Jugend noch durch die Revoluzzer und ihre Lehren aufgeregt und außer Rand und Band. Die Soldaten hatten zudem aus dem Krieg noch massenhaft Gewehre, Pistolen und Maschinengewehre mitgebracht und nun ihre Freude daran, die im Krieg nicht verschossene Munition in der Neujahrsnacht vollends in die Luft zu lassen. Der Unfug nahm derart überhand, daß Bürgerwehren gebildet wurden, um wieder Ruhe und Ordnung in die Stadt hereinzubringen. Da tat sich eine Handvoll Leute zusammen, die der Meinung waren, daß das Schlechte nur durch etwas Gutes bekämpft werden könne; der erste Versuch, wohl im Jahre 1921, hatte vollen Erfolg; die heutige Übung ist nur während des dritten Reichs ausgesetzt worden, als die Partei die Feier selbst in die Hand nahm. Als aber „Die Fahne hoch“ an Stelle des Chorals gesungen werden sollte, hatte sich die Menge schon verlaufen. Daß die heutige schöne Feier der Neujahrsnacht nun doch schon mehr denn dreißig Jahre lebendig ist und die Beteiligung daran immer noch zu wachsen scheint, ist ein Beweis dafür, daß auch im 20. Jahrhundert noch Brauchtümer entstehen können, wenn ihr Inhalt nur echt und gut ist.

Ernst Rheinwald